

Gedanken zu den Sprachen in der Schweiz

Autor(en): **Sobiela-Caanitz, Guiu**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **40 (1984)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421395>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gedanken zu den Sprachen in der Schweiz

Die deutschschweizerische Sprachfrage kann erst dann in ihrer ganzen Tragweite erfaßt werden, wenn man bedenkt, daß der westalemannische Raum von den Walliser Alpen bis an die obere Breusch (westlich Straßburgs) reicht und im Westen an ein Gebiet grenzt, in dem Französisch die einzige Amts- und Volkssprache ist. Der herkömmliche Mutterlaut der Elsässer ist in seinem Weiterbestehen gefährdet. So schlimm steht es in der deutschen Schweiz noch lange nicht; dennoch bedeutet ihre Sprachlage das Überhandnehmen von Denkweisen, die im Elsaß — und nicht nur dort — das Kulturbewußtsein mindern und selbst in ganz oder teilweise alemannischen Kantonen eine gewisse Bedrohung bedeuten. Davon soll nun die Rede sein.

„Langue“ ist weniger als „Sprache“

Die Bundesverfassung gewährleistet durch ihren Artikel 116 die volle Gleichheit des Deutschen, des Französischen und des Italienischen als „Nationalsprachen der Schweiz“ (eine solche ist auch Rätoromanisch) und „als Amtssprachen des Bundes“. In selbstverständlicher Anwendung dieser Bestimmung gelten u. a. auch ihre drei Fassungen als rechtsbindend. Die Bedeutungsfelder der Wörter „langues“ und „lingue“, die im französischen bzw. im italienischen Text von Art. 116 stehen, entsprechen aber nicht genau dem Sinn von „Sprachen“. „Le lingue“ heißt eindeutig „die Schriftsprachen“: „parlare in lingua“ wird im Gegensatz zu „parlare (in) dialetto“ verwendet (Sobiela-Caanitz 1983). Auch das Französische pflegt „langue“ und „dialecte“ bzw. „patois“ gegenüberzustellen, wobei eine Sprache meistens zwei Bedingungen erfüllen muß, um als „langue“ gelten zu können (Littré 1954, 1437; Robert 1959, 196):

1. Sie soll einer größeren Menschengruppe eigen sein: „La langue est le signe principal d'une nationalité“ (Michelet, zit. in Robert), „le parler d'une nation“ (Littré 1954, 1436).
2. Als „Kulturwerkzeug“ und „Literatursprache“ (Tesnière 1928, 432) setzt sie Normen voraus, deren Mißachtung einen „faute de langue“ bedeutet.

Der entscheidende Unterschied zwischen „Sprache“ und „langue“ liegt darin, daß letzteres Wort als Bezeichnung *einer* normierten Form die Vielfalt der Mundarten nicht einschließt. „Tiroler Deutsch“, „Berndeutsch“, „Elsässer Deutsch“ usw. muß also „le dialecte tyrolien (bernois, alsacien . . .)“ heißen, ohne die

Bezeichnung „allemand“. Hier liegt schon die Abkoppelung der jeweiligen Mundart von ihrer herkömmlichen Hochsprache im Kern; diese begriffliche Trennung, „Sprachspaltung“ genannt, wird vollzogen, sobald z. B. „le dialecte alsacien“ durch Rückübersetzung „der Elsässer Dialekt“ oder „Elsässisch“, nicht aber Elsässer Deutsch heißt: „Historischer Dialekt und historische Hochsprache werden immer weniger vom kollektiven Sprachgefühl typologisch aufeinander bezogen“ (Goebel 1979, 26), Elsässer Deutsch wird immer mehr zu einer „dachlosen Außenmundart“ (Kloss 1978, 60—63).

Selbstverständnis einer Weltsprache

Schon heute steht Französisch an der innerschweizerischen Sprachgrenze in höherem Ansehen als Deutsch und wird im Verkehr zwischen Eidgenossen verschiedener Zunge bevorzugt. Geht der Bewohner von Salgesch, Jaun, Tifers oder Schelten nach Siders, Boll (Bulle), Freiburg oder Delsberg einkaufen, so wird er eher Französisch parlieren als eine Bedienung auf Deutsch erwarten. Sollten die dortigen Mundarten durch Preisgabe des Hochdeutschen dachlos werden, wäre der Verwelschung solcher alemannischer Grenzstreifen Tür und Tor geöffnet.

Die geistige Elite der französischen Schweiz ist stolz darauf, daß ihr Mutterland in unzähligen afrikanischen und kanadischen Amts- und Schulstuben den ersten Rang einnimmt. Dieses Bewußtsein, Träger einer Weltsprache zu sein, macht es den Betroffenen oft schwer, den Wert weniger verbreiteter Kulturen einzusehen. Man denke nur an die geistesfeindliche Behandlung der Minderheitensprachen im eigenen Land (Deutsch, Baskisch, Bretonisch, Italienisch, Katalanisch, Niederländisch, Provenzalisch), die sich Frankreich als das angebliche Land der Freiheit und der Menschenrechte leistet. Wer sich dem französischen Kulturbereich zugehörig weiß, der neigt zur Betonung weltweiten Denkens und zur Vernachlässigung der europäischen Zwischenstufe (Gobard 1976, 128—129). An Brüssels französischen Schulen ist die Sprache der flämischen Stadtbewohner, die auch in Belgiens Nordhälfte und in den benachbarten Niederlanden gesprochen wird, ein ausgesprochen unbeliebtes Fach. Vollends eine alemannische Mundart oder gar eine künstliche schweizerdeutsche Einheitssprache fände zu den Schulen der Romandie kaum je Zugang.

Südlich Zermatts läuft die Grenze zwischen Deutsch und Französisch weiter. Dort trennt sie die Walserdörfer des Lystales vom übrigen Gebiet der autonomen Region „Vallée d’Aoste“, die bei den Walsern „Augstalland“ heißt. Zur Zeit der piemontesi-

schen Könige von Sardinien, die in Turin Hof hielten und auch Savoyen besaßen, herrschte Französisch im Augstallande ebenso selbstverständlich vor wie im Welschwallis (Colliard 1976). Die Abtretung Savoyens an Frankreich und die Entstehung des Königreiches Italien machten aus dem Augstallande eine winzige Minorität in einem betont nationalistischen Staatsverband. Heute steht es mit der Weltsprache Französisch südlich der Walliser Alpen nicht viel besser als mit Deutsch zwischen Rhein und Vogesen. Auch im Augstallande feiert Sprachspaltung Urständ: „le patois“ wird nur noch bedingt als zum Französischen gehörig angesehen. Diese Spaltung wurde um 1880 von Rom in die Wege geleitet, als Sonderbeauftragte der Regierung berichteten, im Augstallande spreche man nicht „la lingua francese“, sondern „un dialetto“ (Sobiela-Caanitz 1980, 175).

Die Hochsprache pflegen

Im Gegensatz zur Gleichschaltung der Sprachminderheiten durch Italien schon vor hundert Jahren förderte das damalige Österreich die italienische Schule in Südtirol, das ungefähr der heutigen Provinz Trient entsprach, obschon die welschen Idiome vor allem westlich der Etsch (Nonsberg, Sulzberg, Judikarien) sich mindestens ebenso sehr vom Hochitalienischen abheben wie die augstalländischen vom Hochfranzösischen.

Einen derartigen Weg des zielbewußten, folgerichtigen Einübens ins Hochdeutsche auf der Grundlage der Mundart sollten die Grundschulen in allen alemannischen Landschaften gehen. „Die Schule *muß* zum richtigen Gebrauch der Hochsprache in ihrer geschriebenen wie in ihrer gesprochenen Form hinführen“ (Ris 1978; Hervorhebung im Original). Eine Einwurzelung in die Muttersprache unter beiderlei Gestalt würde die beste Voraussetzung dazu liefern, eine andere Nationalsprache der Schweiz zu lernen, wozu „besonders auch Information über Mentalität und Kultur der anderen“ gehört (Lüdi 1980). Dabei sollte der ständige Vergleich mit Deutsch im Vordergrund stehen: nur so würde die Zielsprache „dem sprachlichen Wissen des Lernenden einverleibt und nicht von außen hereingeknüpelt“ („*matraquée de l'extérieur*“: Gobard 1976, 165—166). Daraus ergeben sich für den Fremdspachenunterricht wesentliche Folgerungen:

„Die Übersetzung setzt das Beherrschen *zweier Sprachen* und die Liebe zu *zwei Kulturen* voraus (. . .). Wer die Übersetzung ablehnt, der lehnt sich selber ab, *spricht der eigenen Kultur jeden Wert ab, liebt die eigene Muttersprache nicht*“ (o. c., 180 und 184; Hervorhebung im Original).

So gesehen, muß man sich fragen, ob die Schöpfer und Förderer des neuen Französisch-Lehrganges „On y va“, der die Muttersprache ausschalten will, diese überhaupt lieben (vgl. *Neue Zürcher Zeitung* vom 8./9. Januar 1983). Und doch: „Jeder Lehrer einer Fremdsprache muß auch Lehrer der Muttersprache werden“ (Wandruszka 1981, 334). Es geht letzten Endes um Sprachpflege — um Pflege sowohl der Mutter- als auch der Fremdsprache.

Zurück zur Kultur!

Es schreibt ein gebürtiger Thurgauer, der seit vielen Jahren in der Waadt als Schriftsteller und Journalist tätig ist:

„Mir scheint, das Überhandnehmen des Dialektes gehe weniger auf den Willen zu vertiefter sprachlicher Verbindung als auf Bequemlichkeit zurück. Man ist sozusagen in der ‚Dialekt-Bastion‘ (. . .) sitzengeblieben (. . .) Wenn ich junge Deutschschweizer in Zürich oder Bern oder Frauenfeld sprechen höre, so bin ich oft entsetzt über den abgewaschenen, seltsam genormten Jargon von Schweizerdeutsch (. . .). Sollten die schrecklichen Vereinfacher in Sachen Sprache Oberwasser gewinnen, so hätten wir bald mit einem vertikalen Einbruch der Kulturlosigkeit zu rechnen“ (Frei 1980).

Mit den beiden Stichwörtern „Bequemlichkeit“ und „Kulturlosigkeit“ ist schon sehr viel gesagt. Bequemlichkeit, weil eine pädagogische Irrlehre die Einsicht verschüttet hat, daß der Mensch, will er Wertvolles erreichen, sich immer wieder anstrengen muß. Daß daraus Kulturlosigkeit entstehen könnte, ergibt sich aus der umfassenden Definition der Kultur als der „Art und Weise, wie der Mensch die Natur zu seiner Welt gestaltet, wobei die Weltgestaltung zugleich Selbstgestaltung des Menschen ist“ (Müller 1971, 145): Dient Sprache nicht mehr dazu, die Natur und den Sprechenden menschlicher zu machen, dann gibt es keine Kultur mehr.

„Es ist Zeit für einen Gegen-Rousseau, für eine Philosophie des Pessimismus und des Lebensernstes. ‚Zurück zur Natur‘ heißt für Rousseau: die Kultur entstellt den Menschen, der Naturzustand zeigt ihn in voller Naivität, Gerechtigkeit und Beseelung (. . .). Es muß heißen: Zurück zur Kultur! Denn vorwärts geht es offenbar mit schnellen Schritten der Natur entgegen, da die fortschreitende Zivilisation uns die ganze Schwäche der durch strenge Formen nicht geschützten menschlichen Natur demonstriert“ (Gehlen 1961, 59 und 60).

Zur Kultur gehört Selbstbeschränkung, d. h. die Bereitschaft, um eines höheren Gutes willen aus freien Stücken etwas zu lassen, was man tun könnte. Eine solche Haltung tut nicht nur im Umgang mit der Sprache not. Hätte sich die siegreiche Tagsatzung 1847 nicht zurückgehalten, hätte sie unter ihrer Macht die Sonderbundskantone erdrückt, dann hätte der gemeinsam gegründete Bundesstaat die Zerreißprobe der Zeit nicht so gut bestanden. Heute fühlen sich die Romands der Deutschschweizer Mehrheit gegenüber immer mehr als eine Minderheit:

„Die nivellierende Überlegenheit der deutschen Schweiz wird kulturell empfunden und nicht materiell erlebt“ (Tschopp 1980; hervorgehoben im Original).

„Eine Million Schweizer französischer Zunge, für die der schweizerdeutsche Dialekt (besser: die Dialekte, G. S.-C.) eine kaum übersteigbare Schranke bedeutet, sieht sich mehr und mehr aus dem innerhelvetischen Kreislauf ausgeschlossen“ (Frei 1980).

Daß die Vielfalt der alemannischen Dialekte ein kostbares Kulturgut bedeutet, wird zwar westlich der Saane nicht immer eingesehen. Gerade diese Vielfalt aber wird durch die heutige Mundartwelle in Frage gestellt. Diese gefährdet nicht nur die Fähigkeit der Deutschschweizer, in Wort und Schrift mit den Miteidgenossen und dem Ausland zu verkehren, sondern auch das Überleben der Randdialekte im Prättigau, im Oberwallis, im Hasli- und im Simmental, im Sensebezirk, im Klettgau usw. Um es mit einem Berner Germanisten zu sagen: in allen drei Bereichen geht es um „einen urbaneren Geist“ (Thomke 1979, 151). Nur durch Rückbesinnung auf die gewachsene und gegebene Vielfalt der Schweiz kann das Zusammenleben der verschiedenen Volksstämme den gewandelten Umständen glücklich angepaßt werden.

Guiu Sobiela-Caanitz

Bibliografie

Lin Colliard: La culture valdotaine au cours des siècles, Aoste (ITLA) 1976

Otto Frei: Einkapseln in der „Dialektfestung“?, in: „Neue Zürcher Zeitung“, 31. Mai / 1. Juni 1980, S. 66

Arnold Gehlen: Anthropologische Forschungen, Reinbek bei Hamburg (Rowohlt) 1961

Henri Gobard: L'aliénation linguistique, Paris (Flammarion) 1976

Hans Goebel: Glottonymie, Glottotomie und Schizoglossie, in: Ladinia 3, I - 39030 Piculin/Gadertal (Istitut Ladin „Micurà de Rü“) 1979, S. 7 bis 38

Heinz Kloss: Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen seit 1800, Düsseldorf (Schwann) 21978

Emile Littré: Dictionnaire de la langue française, Bd. 4, Paris (J.-J. Pauvert) 1954

- Georges Lüdi*: Die Mehrsprachigkeit der Schweiz, in: „Neue Zürcher Zeitung“, 3. November 1980
- Max Müller und Alois Helder*: Kleines philosophisches Wörterbuch, Freiburg im Breisgau (Herder) 1971
- Roland Ris*: Die Mundartwelle — nur eine Modeerscheinung?, in: „Neue Zürcher Zeitung“, 26./27. November 1977, S. 63
- Paul Robert*: Dictionnaire alphabétique et analogique de la langue française, Bd. 4, Paris (SEPRET) 1959
- Guiu Sobiela-Caanitz*: Ecole et langue locale, in: Peter Hans Nelde (Hrsg.), Sprachkontakt und Sprachkonflikt, Wiesbaden (Franz Steiner) 1980, S. 173—180
- Guiu Sobiela-Caanitz*: Es il rumantsch ün dialect da la lingua taliana?, in: „Fögl Ladin“, Samedan, 14. April 1983
- L. Tesnière*: Statistique des langues de l'Europe, in: A. Meillet, Les langues dans l'Europe nouvelle, Paris (Payot) 1928, S. 291—484
- Hellmut Thomke*: Mundart und Hochsprache in unseren Schulen, in: „Sprachspiegel“, 35. Jahrgang, Luzern 1979, S. 142—152
- Peter Tschopp*: Verständnis, nicht nur Verständigung!, in: „Neue Zürcher Zeitung“, 24./25. Mai 1980, S. 37
- Mario Wandruszka*: Die Mehrsprachigkeit des Menschen, München (Deutscher Taschenbuch-Verlag) 1981

Des Deutschschweizers Sprachverhalten aus welscher Sicht

Wie beginnender Frühling fängt der Artikel vom „fossé des langues“ in Ausgabe 10 der „Hebdo“ vom 8. März an mit dem hoffnungsvollen Bild zweier munterer Lémantöchter hinter einem geöffneten Buch, auf dessen Deckel es in ansprechender, klarer Schrift heißt: *Wir sprechen Deutsch G III*. Dann wird gemeldet von Schüleraustauschen zwischen Welsch und Deutsch „sous l'égide de la *Fondation pour la collaboration confédérale*, sise à Soleure, fille de la *Nouvelle Société helvétique*. Le connaître pour s'entendre — Lutte contre les préjugés — Confrontations des mentalités.“ Auch Patenschaften zwischen Gemeinden sollen angeregt werden (wie schon seit langem zwischen Konstanz und Fontainebleau!). *La Confédération* a prévu des crédits spéciaux pour trois ans! Auch von Literaturaustausch ist die Rede. Und von contacts à travers les médias! — Von Biel/Bienne aus wirke seit kurzem ein zweisprachiger Sender. — Natürlich seien von den Schüleraustauschen keine Wunder zu erwarten. Man hofft aber, sie würden beispielhaft und phantasieanregend wirken. Ursachen der deprimierenden Mißerfolge im bisherigen Deutschunterricht: Veraltete Methode. Deutsch wollte man unterrichten wie Latein. Und mangelhaft ausgebildete Lehrkräfte, Allergie